

Gunnar Kaiser
Unter der Haut

BUCH EINS

NEW YORK, 1969

I

Als ich jung war, suchte ich nach Mädchen. Meine Suche begann am frühen Morgen des Tages, an dem ich zwanzig Jahre alt wurde, und sie endete unter den Sternen der letzten Sommernacht meines Lebens. Damals und dort, wo ich herkomme, nannte man Jungs wie mich mondsüchtig, und ein Süchtiger war ich. Aber mein Fall war wohl noch ein bisschen spezieller.

Im Frühling hatte ich mein Elternhaus verlassen, war nach Manhattan gezogen und hatte ein Studium begonnen. Das wenige, was ich brauchte, verdiente ich mit dem Ausfahren von Fleisch an die jüdischen Metzger in Williamsburg und Staten Island. Zumindest erzählte ich das meinen Eltern, wenn sie wissen wollten, wie ich meine Zeit verbrachte, und es war nicht gelogen.

Die Wahrheit war es aber auch nicht. Die Wahrheit war: Ich trieb mich mit der Kamera, die mein Bruder mir vererbt hatte, in der Stadt herum, tagsüber in den Straßen von Brooklyn und nachts in den Clubs und Bars südlich der Houston Street, knipste hier die Transvestiten vor den Kellereingängen auf der Greenwich Lane, da die Hände eines rauchenden Partypärchens, dort die Wäsche, die zwischen den Dächern flatterte. Ich lief und schaute. Und suchte nach Mädchen.

Mein Job zwang mich früh aus dem Bett, im Morgengrauen fuhr ich für zwei Stunden die Läden ab und kehrte mit einem leeren Lieferwagen und ein paar Scheinen in der Tasche vor neun zum Großhändler zurück. Danach gehörte der Tag mir und meiner Rolleiflex. Ich wanderte durch die Straßen und verschwendete mein Leben, als wäre ich unsterblich. Weit nach Mitternacht schlich ich mich ohne Reue in meine Höhle am East River, fiel ins Bett und träumte davon, eines der Mädchen, die im Laufe des Tages meinen Weg gekreuzt hatten, im Arm zu halten. Wir schrieben das Jahr 1969, der Mond stand im siebten Haus, ich war zwanzig und bekam eindeutig zu wenig Schlaf.

Sie war das definitive Mädchen, wie man so sagt. Keiner sagt das so, auch damals nicht, aber für mich war sie es an diesem Tag, und dieser Tag war alles, was ich hatte. Sie war es definitiv, endgültig und absolut. Sie kreuzte meinen Weg eines Frühmorgens auf der Flatbush Avenue hinter dem Prospect Park. Aus der Finsternis eines Subway-Eingangs war sie emporgestiegen, und nun ging sie vor mir her, rotblonde Locken, Lederjacke und ein veilchenblauer Rock, sah aus wie eine Göttin aus dem Modekatalog. Ich schätzte sie etwa drei Jahre älter, aber ich hatte mir vorgenommen, dass mich das nicht kümmern würde. Sie war auch kein Mädchen mehr, sondern eine erwachsene Frau, erwachsener zumindest, als ich es war. Studierte vielleicht im letzten Semester Kunstgeschichte, hatte einen Bildband über Caravaggio in ihrem Rucksack und jobbte irgendwo in einem Café. Aber sie war es, definitiv, ich wusste es, und ich folgte ihr. Dieser Tag durfte nicht enden, solange ich nicht entweder ein Foto oder einen Kuss von ihr hatte. Oder beides.

Ihr Weg führte uns durch den schattigen Junimorgen und durch halb Brooklyn, vorbei an den Hare-Krishna-Jüngern und den Obdachlosen vom Atlantic Terminal, bis sie schließlich, als wartete sie auf jemanden, vor einem Diner stehen blieb, sich die Haare im Spiegel des Schaufensters richtete und eintrat. Ich kannte den Laden. Hier hatte ich freitags meine versiegelte Lohntüte hingetragen, wenn es brechend voll war, weil die Dockarbeiter den gleichen Gedanken hatten und die gefüllten Tacos für einen halben Dollar zu haben waren. Aber zu dieser frühen Stunde war nicht viel los. Im Innern empfing mich eine selbstzufriedene Trägheit inmitten von schwebenden Staubkörnern, auf den Tischen lag goldenes Licht, und in der Luft hing noch immer der Geruch vom Bier und Rauch der letzten Nacht. Ein alter Mann saß mit einer Zeitung in der Ecke und trank Tee, ein schwarzes Pärchen in der Mitte übertönte mit seiner Unterhaltung und dem Klicken der Billardkugeln die Musik, und am Tresen blickte Pedro, ein junger Latino mit zierlichem Schnurrbart, etwas gelangweilt mein definitives Mädchen an. Sie hatte sich an einen kleinen Tisch am Fenster ge-

setzt, ein Buch aus ihrem Rucksack gezogen und im Licht des Morgens, das auf das Kupferrot ihrer Haare und das Elfenbeinweiß ihres Gesichts fiel, zu lesen begonnen. Für einen Moment stand ich verloren in der Mitte des Raums, war fehl am Platz, weil ich hier doch eigentlich nichts zu suchen hatte, nichts Ehrbares jedenfalls, sondern ein Gespräch mit einem fremden Mädchen, einen Kuss und eine Nacht mit ihr. Aber ich hatte an meinem Geburtstag einen Schwur abgelegt: von jetzt an kein Feigling mehr zu sein. Von jetzt an keine Rücksicht auf Verluste zu nehmen. Wild leben wollte ich, wild und unersättlich.

Daran erinnerte ich mich jetzt, und da offenbar keiner Notiz von mir nahm, fasste ich mir ein Herz, löste mich aus meiner Starre, legte die Kamera auf den Tisch neben dem Mädchen und nahm Platz. Von hier aus konnte ich sie beobachten und, wenn die Zeit reif war, ein Wort an sie richten. Mädchen ansprechen ist wie Fotografieren, auf den entscheidenden Augenblick kommt es an. In der Zwischenzeit versuchte ich, den Titel ihres Buches zu erkennen, vielleicht hatte ich es ja gelesen oder konnte wenigstens so tun. Doch im gleichen Moment trat Pedro vor sie hin, nahm ihre Bestellung entgegen und schlurfte wieder hinter seinen Tresen zurück, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Ich bewunderte die Gelassenheit, die er trotz der Anwesenheit dieser Göttin an den Tag legte. Während die Müdigkeit des Morgens Oberhand über seine männlichen Regungen behielt, wurde ich immer unruhiger, je näher der passende Moment zu kommen schien und je öfter ich darüber nachdachte, wie ich sie bloß ansprechen sollte.

Die Erregung lähmte mich. Ich konnte meine Augen nicht abwenden von ihr, von diesem überwältigenden Wesen mit den zu strahlenden Augen und den zu langen Wimpern – anstarren musste ich sie, wie sie selbstvergessen vor sich hin blickte, eine Schauspielerin aus einem Antonioni-Streifen. Als Pedro ihr fünf Minuten später einen Kaffee hinstellte, hatte ich noch immer nicht gewagt, auch nur ein Wort an sie zu richten. Jetzt, da er vor mir stand, bestellte ich stotternd das Erstbeste, was mir in den Sinn kam. Um zehn Uhr morgens hatte ich in dem

Bemühen, cool und lässig zu klingen, mit heiserer Stimme ein Bier bestellt. Ich hatte weder den Titel ihres Buches ausmachen noch irgendwelche anderen Details erkennen können, die es mir erlaubt hätten, ein zwangloses Gespräch mit ihr zu beginnen – ein unverdächtigtes und harmloses Gespräch, wie es Männer und Frauen an so vielen Orten dieser Erde führen. Eines, für das man weder gesteinigt noch öffentlich geächtet wird. Warum bist du bloß so ein Feigling, Jonathan, trotz all deiner Schwüre und guten Vorsätze zum neuen Lebensjahr?

Während ich mich dies fragte, war ein Mann vor ihren Tisch getreten. Er musste sie angesprochen haben, denn sie sah zu ihm empor, lächelte und schlug das Buch zu. Ich vermutete, dass er irgendwo in einer dunklen Ecke gesessen hatte, außerhalb meines Blickfelds. Jetzt näherte er sich dem Mädchen bis auf wenige Schritte und wechselte ein paar Worte mit ihr, doch so leise, dass ich nichts verstand. Erst hatte ich angenommen, dass die beiden einander kannten, dann aber schnell einsehen müssen, dass er ihr ebenso fremd war wie ich. Die Schnelligkeit, mit der dieser Mann, ein hochgewachsener Jude Ende vierzig im weißen Hemd mit steifem Kragen, so etwas wie Vertrautheit zwischen ihnen aufgebaut hatte, verblüffte mich, denn sie lächelte erneut, sagte etwas und ließ mit einem Blinzeln zu, dass er ihr gegenüber Platz nahm.

Seine nächsten Worte verstand ich. Sie waren so laut und klar gesprochen, dass ich sie bis heute nicht vergessen habe.

»Und wenn wir auch die ganze Welt bereisen, um das Schöne zu finden – wir finden es nur, wenn wir es in uns tragen.«

Dies sprach er in einem Singsang, dass ich annahm, er rezitierte einen Vers aus irgendeinem Gedicht. Das Mädchen lachte laut auf, strich sich mit zwei Fingern eine Strähne aus der Stirn und dann mit dem Handrücken über das Buch vor ihr.

»Haben Sie es gelesen?«, fragte sie.

»Gelesen?« Er nahm das Buch, befühlte den recht zerschlissenen Leineneinband, sonnengelb mit grünem Lesebändchen, und hob es auf seine Handflächen, als wäre es ein kleines Tier, das dort in seiner Obhut schlummerte. »Ich habe es geschrieben.«

»Dann sind Sie also Ralph Waldo Emerson?« Sie lachte.
»Sehr erfreut, Sir. Ich dachte, Sie wären längst tot?«

»So könnte man sagen«, antwortete er. »Aber nennen Sie mich ruhig Ralph.«

Sie schlug die Augen nieder und schmunzelte, während Mr Emerson das Buch betrachtete und, die Geste des Mädchens von eben wiederholend, mit den Fingerkuppen sanft über den Einband fuhr. Jetzt, da er es in der Hand hielt, konnte ich endlich den Titel erkennen.

R. W. Emerson. Natur

Dann sprach er wieder. Etwas an seiner Stimme störte mich, doch ich konnte nicht sagen, was es war.

»Das ist eine schöne Ausgabe, die Sie da haben. So was bekommt man nicht an jeder Ecke.«

Eine Pause entstand, in der mein Mädchen die Augen niederschlug. Mir war nicht klar, was an dem Buch so kostbar sein sollte, gern hätte ich es näher betrachtet, um mitreden zu können, doch ich musste aufpassen, dass mein Starren nicht zu auffällig würde. Das schwarze Pärchen am Billardtisch musste meine Neugier mitbekommen haben und tuschelte bestimmt schon über mich.

Schließlich sagte sie: »Ein Geschenk meines Vaters.«

Der Mann zog das Buch nah an sein Gesicht heran. Er schien daran zu riechen, seinen Duft einzusatmen, mit geschlossenen Augen, als lägen alle Geheimnisse der Welt zwischen diesen beiden Deckeln verborgen. Dann fuhr er mit der Handinnenseite behutsam über den Rücken, senkte den Kopf und sagte: »Ein großartiges Buch.«

Ich hörte das Mädchen auf dem Stuhl hin und her rutschen, als wäre sie plötzlich von irgendetwas erregt. Ich hatte nun all meine Scheu vergessen, stierte wie ein Idiot hinüber und sah ihren Blick vom Buch in den Händen des fremden Mannes zu seinen Augen wandern.

»Ich trage es immer bei mir.«

Das Lächeln war aus ihrem Gesicht verschwunden.

»Ich habe auch eine Ausgabe davon zu Hause«, sagte der Mann beinahe flüsternd, aber gerade laut genug, dass ich ihn verstand. Er schien auf ihre Unruhe einzugehen, sie mit seinen Worten beruhigen zu wollen. »Der Erstdruck der Essays. Ein prunkvoller Band aus Concorde, den Emerson womöglich selbst einmal in Händen gehalten hat. Er ist schon etwas älter, aber das sieht man ihm nicht an. Willst du ihn sehen?«

Mit diesen Worten erhob er sich, ohne ihr das Buch zurückzugeben, und sie ließ es zu. Für einen Moment dachte ich, er würde vor ihr auf die Knie gehen und ihr einen Antrag machen, doch er blieb aufrecht stehen und sah sie an, und nach drei endlosen Sekunden stand auch sie auf, nahm Jacke und Rucksack, folgte Mr Emerson, ohne sich noch einmal umzusehen, und verließ mit ihm den Diner.

War ich wütend oder begeistert? Ich weiß es nicht mehr, und vielleicht wusste ich es damals auch nicht. Nicht nur, dass er mir mit einem billigen Zaubertrick das definitive Mädchen weggeschnappt hatte, ohne mich überhaupt eines Blickes zu würdigen; nicht nur, dass sie mit einer Bereitwilligkeit auf ihn eingegangen war, als wäre sie an diesem Morgen allein zu diesem Zweck hierhergekommen; nicht nur, dass er so alt war wie sie und ich zusammen und unser Vater hätte sein können – was mich am meisten verwirrte, war die Tatsache, dass dieser Mr Emerson mein Mädchen nicht ein einziges Mal berührt hatte, nicht an der Schulter, nicht am Rücken, nicht an der Hand, und dass sie trotzdem, wie von einem unsichtbaren Faden gezogen, mit ihm mitgegangen war.

Ich trank mein Bier aus. Das Billard-Pärchen war verstummt und stand unschlüssig da, der Mann mit der Zeitung döste vor sich hin. Pedro räumte die Tische ab und sah mir grinsend hinterher, als ich meine Kamera schnappte, die Tür aufstieß und ins Freie trat.

2

Das New York dieser Tage und der junge Mann, der eine Kamera um den Hals sowie meinen Namen trug – beides existiert nicht mehr. An mir ist jetzt kein Haar, keine Hautzelle, die ihm gehörten, und auch die Stadt, durch deren Straßen er lief, ist so lang schon verschwunden, dass es nicht einmal den alten Bildern gelingt, sie herbeizurufen. Wenn ich die Fotos betrachte, die man mir zugeschickt hat und die jetzt wieder vor mir liegen, finde ich auf ihnen keinerlei Hinweis darauf, wie das Leben damals wirklich war. Die Bürgersteige, die Autos, die lärmenden Kinder mit ihrem Springseil, der Sonnenaufgang überm Pier 1, die Straßen mit den Zigeunercafés, die Katzen, die sich bei Einbruch der Dunkelheit in den Hinterhöfen versammeln, die schlaffen Arme der älteren Männer in ihren Unterhemden, die letzten Hippies vom Bridge Park – all das, was ich einst festgehalten habe, erscheint mir heute falsch und nachgemacht, wie gekünstelt und affektiert, als hätte sich mit dem Staub auch eine Schicht Nostalgiekitsch auf das Fotopapier gelegt. Auch von den Einzelheiten des Hauses in der Willow Street, vor dem ich an diesem Tag im Juni '69 zum ersten Mal stand, habe ich andere in Erinnerung als die, die das Foto mir zeigt. Ich erinnere mich nicht an den kleinblättrigen Efeu, der an den Seiten des Portikus aus dicken Steinvasen emporrankt und bis zum zweiten Stock hinauf die gesamte Fassade verdeckt, nicht an die Fensternischen mit ihren sechsgeteilten Scheiben, so schmal und hoch wie Schießscharten, die die Front wie eine Festung wirken lassen, kaum an die drei georgianischen Giebel aus rotem Ziegel, von denen die beiden kleinen den Dachfirst bilden und der große, von schlichten Säulen getragen, über dem Hauseingang prangt. Ich erinnere mich nicht.

Und das, obwohl ich seit dem Tag, mit dem ich diese Aufzeichnungen beginnen muss, so oft vor seinem Haus stand wie vor keinem anderen in meinem Leben. Wie kommt das? Sind die Bilder schlecht gemacht? Wollen sie mich betrügen mit

ihren seltsamen Blickwinkeln, mit ihren Stockflecken und ihrer schwarz-weißen Patina? Oder hat sich mit den Jahren etwas vor meine Erinnerung geschoben, das Bild eines Traums, so unmerklich, dass es mich an diesen unbestechlichen Zeugen der Vergangenheit zweifeln lässt? Bin in Wahrheit ich es, auf den sich eine Schicht Nostalgiekitsch gelegt hat?

Aber ich erinnere mich ja. Ich erinnere mich an die Stille, die herrschte, wenn man vor den fünf Stufen stand, die zur Pforte hinauf und unter den Vorbau führten. Das gesamte Gebäude war nämlich, als eines der wenigen in diesem Abschnitt der Willow Street, vom Bürgersteig aus einige Meter nach hinten versetzt, sodass sich zwischen den Mauern der Nebenhäuser eine Art Hof ergab, den der Besucher zu queren hatte, bevor er die Stufen zu den Ebenholzflügeln des Eingangstors ersteigen konnte. Noch heute habe ich den Geruch in der Nase, der mich im Schatten des kopfsteingepflasterten Hofes an diesem Tag und allen weiteren empfing, ein Duft von feuchter Kühle, ein modriger Hauch, den die alten Efeuranken und die klammen, seit je vom Sonnenlicht unberührten Backsteine ausströmten. Ich erinnere mich an das Gefühl der Kälte in meiner Hand, als ich das gusseiserne Geländer der Vortreppe umklammert hielt, wie um mich am Umkehren zu hindern, und an die Glätte des Torknaufs, den ich zögernd drehte, bevor mir schließlich bewusst wurde, dass es von nun an keinen Weg zurück gab.

Dies war das Haus, in das der Jude aus dem Diner mein Mädchen entführt hatte. Ich war ihnen bis in diese Straße gefolgt, hatte gesehen, wie sie ins Dunkel des Hofes eingebogen waren, und von hier aus gab es keine andere Möglichkeit, als dass sie zusammen das Treppenhaus betreten hatten, in dem ich jetzt, nicht einmal fünf Minuten später, einsam und zögerlich stand.

Später, in Israel, habe ich noch oft an dieses Stadthaus da oben in Brooklyn Heights gedacht. Ich habe von ihm geträumt, von seiner Lage auf der Klippe über der New York Bay, von den bernsteinfarbenen Handläufen der Treppen, von seinen hohen

Decken und dem marmornen Kamin, als wäre es ein menschliches Wesen, das mit mir noch eine Rechnung offen hatte. Ich habe mir seine Proportionen, den Geruch und die Kühle, die in mich drang, vorgestellt und geschauert, ohne mir darüber Rechenschaft abzulegen, ob mein Schaudern nur der Erinnerung an die Überreizung geschuldet war, die meine unerfahrenen Nerven in jenem Sommer, von diesem Junitag an, hatten erleiden müssen, oder ob ich schauderte, weil ich langsam zu ahnen begann. Doch zugleich bereitete es mir Lust, daran zu denken und zu erzittern. Irgendwann spürte ich dieses Verlangen, all das wieder zurückzuholen und mich zu gruseln vor lauter ... ja, wovor? Warum die Erinnerung mich stets in diesen Zustand der ängstlichen Gier versetzte, darüber machte ich mir lange Zeit keine Gedanken, und ich kann es mir auch heute, da ich in einer völlig anderen Ecke der Welt sitze und Fotos aus einem vergessenen Leben in der Hand halte, nicht erklären. Vielleicht ist es, weil ich noch immer nicht weiß, wer der Mensch, der dort im obersten Stockwerk wohnte, wirklich war.

Und so kommt mir die Erinnerung an das Haus und seinen Bewohner manchmal vor wie die früheste Erinnerung aus meiner Kindheit. Die blinden Scheiben der Fenster, ungeputzt wie die Gläser einer uralten Brille, die Blätter des Efeus und der Zeitung vom Vorabend, die auf dem Pflaster liegen und unter meinen Schritten knirschen, das bleifarbene Licht, das träge in den Hof fällt. Ich sehe mich auf der Treppe vor dem Eingangstor stehen, Tag für Tag, mit einem Bündel Bücher unter dem Arm oder einem Mädchen an der Hand, sehe ihn, wie er da oben im Salon sitzt, rieche den Rauch der Zigarren und den Duft des Leders, höre seine Stimme mir ein hundertstes Mal zuflüstern.

Mein Kopf spielt mir Streiche. Ich erinnere mich daran, dass mein Bruder mir beibrachte, wie man einen Football wirft, ich war sechs, doch es kommt mir vor, als wäre es viele Jahre nach meiner Begegnung mit diesem Mr Emerson geschehen. Ich weiß nichts mehr vom Tag meiner zweiten Hochzeit, obwohl ich ihn erst vor ein paar Jahren und höchstens zwanzig Meilen

entfernt von hier verbrachte. Doch ich weiß noch, als wäre dieser erste Tag meines bewussten Lebens gestern gewesen, dass ich zitterte, als ich den Knauf drehte und zum ersten Mal in die Halle eintrat, deren Kühle den jungen Besucher so oft noch empfangen sollte.

3

»Du musst Johnny sein.«

Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, als mein definitives Mädchen vor mir stand und mich bei einem Namen nannte, der nicht meiner war. Niemand nannte mich Johnny damals, meine Eltern riefen mich Jonathan, und wenn es ernst wurde, sprach mein Vater es deutsch aus, und mein Bruder sagte nur »Kleiner« zu mir.

»Ich bin Gretchen.« Sie lächelte und gab mir die Hand.

Ich hatte nicht geklopft, hatte nicht einmal ein vernehmbares Geräusch gemacht, war einfach nur vor der einzigen Tür im letzten Stockwerk stehen geblieben und hatte geatmet. Sie stand angelehnt offen, sodass ich, wie betäubt in der Dunkelheit wartend, einen schwachen Streifen Licht sehen und Stimmen hören konnte. In den unteren beiden Etagen war ich an schwarzlackierten Türen vorbeigekommen, keine Schilder, keine Namen, Wohnungen ohne Klingeln, ohne Fußmatten. Kein Zeichen menschlichen Lebens hatte mich dort empfangen, sodass meine Neugier mich wie ein Raubtier weiter hoch getrieben hatte, bis ganz nach oben, wo ich nun lauschend auf dem letzten Treppenabsatz verharrte.

Ein Mann sprach, dann eine Frau. Ein Mädchen vielleicht. *Das Mädchen.* Eine Pause entstand, ich regte mich nicht. Ich spürte mein Herz gegen den Atem ankämpfen. Dann ging die Tür auf, und vor mir stand sie, mit ihren hohen Wangenknochen und dem kupferfarbenen Haar, lächelte und führte mich hinein.

Vor Aufregung brachte ich nichts anderes heraus als ein zögerliches »Kennen wir uns?«.

Doch sie ging schon vor mir her, den langen Flur entlang. Ich sah die Bücher in den Regalen rechts und links, die bis zur Decke reichten, und dann die Linien ihres Körpers. Ihre Schultern, ihre Hüften, ihren Hintern. Der Flur, der schmal und schattig war und erst auf den letzten Schritten ein wenig breiter

wurde, kam mir vor wie der Eingang in ein Bergwerk. Mit einem Mal schossen mir Gedanken durch den Kopf, die ich vielleicht schon früher hätte haben sollen: Wie war ich hergekommen? Was wollte ich hier? Warum hatten die beiden mich erwartet? Hatten sie mich im Treppenhaus gehört? Hatten sie meine Verfolgung bemerkt? War ich ihnen etwa schon im Diner aufgefallen?

Und noch während ich dies dachte, traf mich die Erkenntnis, dass es zum Umkehren zu spät und alles Fragen sinnlos war.

»Du musst an deiner Unpünktlichkeit arbeiten, wenn du ein wahrer Künstler werden willst.«

Seine Stimme war das Erste, womit er sich zu erkennen gab. Die tiefe, kehlige Stimme des Juden aus dem Diner, ich hörte sie aus der Mitte des weiten Zimmers erklingen, in das Gretchen mich geführt hatte. Ein schwacher Schimmer rötlichen Lichts drang durch die mit schweren Filzvorhängen versehenen Fenster herein und reichte gerade hin, die größeren Gegenstände des Raumes erkennbar zu machen. Es war eher ein Salon, ein übergroßes Bibliotheks- und Studierzimmer mit einer in Marmor gefassten Feuerstelle, an drei Seiten von deckenhohen Bücherschränken gesäumt. Rechts stand eine Staffelei mit Leinwand, links ein Klavier aus Eichenholz. Vor den Fenstern ein altmodischer Mahagonischreibtisch, ein Sessel und zwei längliche, mit Kissen versehene Diwane, auf deren linkem unser Gastgeber mehr lag als saß. Die Wohnung nahm wohl das gesamte Stockwerk ein, wahrscheinlich war hier irgendwann aus drei Apartments ein einziges gemacht worden.

Wieder störte mich etwas an seiner Stimme, als sei sie falsch, nicht seine eigene. Gretchen setzte sich auf einen der beiden Sessel, zu ihren Füßen der Rucksack, und lächelte angesichts meiner Hilflosigkeit. Entweder wollten die beiden mich auf den Arm nehmen, oder hier lag eine Verwechslung vor, die aufzulösen nicht allein meine Sache war. Zwischen Gretchens Platz und dem rechten Diwan lagen zwei Bücher auf einem niedrigen Tischchen; am sonnengelben Umschlag des einen erkannte ich

Emersons *Natur* wieder – im anderen, ein schwerer Lederband, vermutete ich die aufsehenerregende Ausgabe von 1838, die aus Concorde, die Emerson selbst in der Hand gehalten und die mich heute gelehrt hatte, dass man auch mit alten Büchern junge Frauen verführen konnte.

Der Hausherr hatte sich bislang nicht bewegt, sodass ich mich nach ein paar Sekunden Stille gezwungen fühlte, den ersten Schritt zu tun. Ich trat auf ihn zu und war im Begriff, ihm die Hand zu reichen, da schnellte er mit einer Behändigkeit, die ich ihm nicht zugetraut hatte, vom Diwan empor, machte einen Satz auf mich zu, sodass ich zurückwich, und verbeugte sich mit vor der Brust zusammengelegten Händen. Ich konnte nicht anders, als seinen Gruß zu erwidern. Die Hände gefaltet, blieb ich stehen, während er sich von mir und Gretchen abwandte und ans Fenster trat.

»Ich denke, für heute reichen ein paar Porträtaufnahmen. Den Körper machen wir später.«

Wir schwiegen. Ich sah Gretchen an, die ich beinahe vergessen hatte. Wie wunderschön sie war. Die Dunkelheit umspielte sie wie einen Edelstein, der noch das spärlichste Licht einfängt und verstärkt und eine ganze Höhle damit ausleuchtet. Mr Emerson hatte einen der Vorhänge zur Seite geschoben, sodass ein Spalt Tageslicht auf die Bücherwände fiel, und etwas Unverständliches gemurmelt. Jetzt drehte er sich zu uns um, während hinter ihm der Stoff wieder vor das Fenster schwang. Er nickte zur Kamera um meinen Hals und durchschritt den Raum bis zu einer von Bücherschränken gerahmten französischen Tür.

»Im Atelier ist das Licht um diese Tageszeit besser.«

Ich verstand, oder vielmehr: Ich hoffte zu verstehen. Er hatte den linken Flügel der Tür mit einem Fauststoß geöffnet, ich erhaschte einen Blick in das lichtdurchflutete, bis auf ein großes Bett leere Zimmer dahinter, er öffnete auch den zweiten Flügel und blieb im Rahmen stehen. Als nun auch Gretchen sich aufmachte und an ihm vorbei ins Helle trat, war ich mir sicher, dass es sich um einen Irrtum handelte – einen Irrtum aller-

dings, den ich beim Schopfe zu packen hatte. Was immer hier vor sich ging und was immer geschehen würde, ich befand mich schließlich mit dem definitiven Mädchen in ein und demselben Haus, war von ihr angesprochen worden, hatte ihren Namen erfahren und war – wenn es auch kaum mein Verdienst war – im Begriff, Fotos von ihr zu machen. Mein neues Leben begann vielversprechend.

Die gleißenden Sonnenstrahlen im Atelier ließen mich die Lider zukneifen. Sie schienen auf das schneeweiße Bett in der Mitte und wurden von den vier Messingknäufen an seinen Ecken reflektiert. Wände und Decke, selbst die Balken über den Fenstern waren hell gestrichen, nur die Bodendielen schimmerten eisgrau. Während unser Gastgeber im Türrahmen stehen blieb, betrat ich den schlichten Raum und rätselte, was genau die Bezeichnung »Atelier« hätte rechtfertigen können; es erschien mir mehr wie ein unfertig eingerichtetes Schlafzimmer.

Gretchen ließ sich an der Kante der Matratze nieder, saß mit übergeschlagenen Beinen auf der weißen Decke, nahm Platz inmitten des Lichtkegels, der die Häuser und Straßen von ganz Brooklyn zu erleuchten schien, nahm Platz in diesem Heiligenschein, präsentierte ihr Perlenlächeln und strahlte mit der Sonne um die Wette. Und gewann.

Ich befürchtete, die zwei Dutzend Fotos, die ich von ihr machte, würden hoffnungslos überbelichtet und verwackelt zugleich sein, so hell strahlte ihre Schönheit und so sehr zitterte ich, während ich meinem spontanen Auftrag nachkam und der schweigende Mr Emerson uns beiden vom Türsturz aus zusah.

Sie wusste genau, wie sie fotografiert werden wollte, sie benötigte keine Anweisungen. Das war nicht ihr erstes Mal. Sie rückte ihr Gesicht ins beste Licht, mal schaute sie in die Linse, lächelte ihr zu oder sah sie nachdenklich an, mal blickte sie verträumt unter ihren langen Wimpern hervor und aus dem Fenster, mal biss sie sich auf die halbe Unterlippe wie von Selbstzweifeln geplagt, dann wieder öffnete sie die Lippen so, als würde der Lufthauch einen unsichtbaren Schmerz stillen, mal

hob sie den Brustkorb, mal ließ sie die Schultern sinken, mal fuhr sie sich mit den Fingern durchs Haar. Sie wusste, wie es ging, wusste, wie schön sie war, und offenbar wusste sie auch, wann ein Film zu Ende war; denn mit dem letzten Klicken stand sie auf, strich sich über den Rock und bedankte sich bei mir mit einem Kuss auf die Wange. Die Kamera glitt mir aus den Händen, und ich konnte sie gerade noch vor dem Aufprall auf den Dielen retten. Gretchen hatte das Atelier verlassen.

»Wenn du willst, können wir morgen mit den Sitzungen anfangen.«

Mir wurde erst nach ein paar Sekunden klar, dass er nicht mich, sondern sie gemeint hatte. Ich sah beide im Halbdunkel des Salons stehen und ihr Gesicht aufleuchten, als sie sich zu ihm umdrehte und etwas sagte. Schließlich führte sie die Hände vor der Brust zusammen und verbeugte sich vor ihm. Er legte ebenfalls die Handflächen aneinander und neigte ihr langsam den Kopf zu.

Dann verschwand sie in der Finsternis, ebenso schnell, wie sie vor einer Stunde erst aus der Subway hinter dem Prospect Park in mein Leben getreten war.

»Ein kluges Mädchen geht, bevor es verlassen wird.«

Langsam begann ich zu ahnen, woher das Unbehagen stammte, das seine Worte mir bereiteten. Es war nicht, was er sagte, und auch nicht sein nachlässiger, fast larmoyanter Tonfall, es war etwas gänzlich anderes. Bevor ich darüber nachdenken konnte, winkte er mich zu sich heran. Ich zog die Türflügel zum Atelier hinter mir zu und trat wieder in den Salon, wo ich nun mit dem Hausherrn, der Gretchen eben noch hinausbegleitet hatte, allein im Dunkel stand; die einzige Lichtquelle waren Glühbirnen über den Bücherschränken, die seine Sammlung offensichtlich kostbarer Bände erhellten.

Er sah mich an, wir schwiegen. Zum ersten Mal nahm ich seine Gestalt in Gänze wahr; er war hochgewachsen und schlank, und obwohl sein Körper von einer Art orientalischem Morgenmantel umhüllt war, konnte ich an ihm eine gewisse Sportlichkeit, ja, Fitness erkennen. Seine Bewegungen waren geschmeidig, leichtfüßig, eher die meines älteren Bruders als die des Mannes von fünfzig Jahren, für den ich ihn gehalten hatte. Jetzt, da er zur Staffelei ging und die Leinwand herunterhob und ich, noch immer mit dem Rücken zur Wand und den Händen vor der Brust wie ein Schüler auf die Fragen des Rabbis wartend, ihn genauer betrachten konnte, wurde ich unsicher – seine grauen Schläfen, die weißen Linien um seine schwarzen Augen in einem blutleeren Gesicht, die drei Furchen auf der Stirn, seine raue Stimme, all das widersprach der Breite seiner Schultern, den grazilen und zugleich energischen Schritten und den kräftigen Händen, die die Leinwand hielten und zu mir hindrehten, sodass ich sehen konnte, dass sie leer war.

»Gretchen ist ein kluges Mädchen«, sagte er, und in diesem Moment wurde mir klar, was seine Worte auf mich so verstörend wirken ließ. Er sprach ihren Namen, den ich nun zum ersten Mal aus seinem Munde hörte, nicht auf die amerikanische Weise aus, mit dunklem, hohlem R nach dem ersten

Buchstaben und einem schnellen Zischen am Ende, sondern so, wie mein Vater es ausgesprochen hätte. So, wie mein Vater meinen Namen deutsch aussprach, wenn er ernst wurde, sprach auch dieser Mann den Namen des Mädchens deutsch aus, wie überhaupt, das merkte ich jetzt, allen seinen Sätzen ein leichter deutscher Akzent innewohnte. Ein normaler Amerikaner hätte es vielleicht nicht bemerkt, aber die strenge, leicht monotone Melodie seiner Sätze, das etwas zu weit vorne gebildete L in »girl« sowie der harte Konsonant am Ende mancher Wörter – es erinnerte mich plötzlich so sehr an die Sprechweise meiner Eltern, vor allem meines Vaters, dass ich mir sicher war, auch Emersons Vorfahren mussten Deutsche gewesen sein, hatten ihn vielleicht die ersten Lebensjahre ausschließlich in ihrer Muttersprache aufgezogen. Vielleicht hatte er sogar in Deutschland gelebt.

Doch ich sagte nichts. Stattdessen betrachtete ich die jungfräuliche Leinwand und begann zu frösteln. Entweder war es im Raum spürbar kälter geworden, oder ich schauderte, da mir bewusst wurde, dass ich nicht länger drum herumkam, die Verwechslung aufzulösen und mich als den mondsüchtigen Stalker zu outen, der ich war. Er musste mein Schaudern gespürt haben, denn im gleichen Moment lehnte er die Leinwand ans Klavier, rieb sich die Hände und sagte: »Und hübsch ist sie auch. So hübsch, dass es kühler wird, wenn sie den Raum verlässt.«

Er zog den Morgenmantel aus und ließ ihn auf den Sessel fallen; darunter trug er bloß eine Leinenhose, sodass er jetzt mit nacktem Oberkörper vor mir stand.

»Ein Mädchen, das so klug ist wie sie, so aussieht wie sie und dann auch noch Bücher liest – so ein Mädchen triffst du nicht alle Tage. Da musst du zugreifen, mein Junge.«

Ich war bemüht, ihn nicht anzustarren, seine grau behaarte Brust und die runden Schultern, die langen kräftigen Arme unter der spröden Haut, den Oberkörper eines ehemaligen Boxers, um den er nun ein weißes Hemd hüllte. Mit einem Kopfnicken bedeutete er mir, mitzukommen, anscheinend wollte er das

Apartment verlassen. Er stellte sich vor eine Art Kosmetiktisch in der rechten Ecke des Salons, dort nahm er das Jackett, das er auch im Diner getragen hatte, vom Bügel, zog es über, strich sich die Haare vor dem Spiegel glatt und zupfte abschließend an den Manschetten seines Hemds, bevor er sich lächelnd zu mir drehte, als wollte er fragen, ob er so ausgehen könne.

Ich nahm meinen Mut zusammen.

»Aber jetzt ist sie weg. Sie haben sie mir ausgespannt, nur um sie gehen zu lassen?«

»Ich habe sie gehen lassen, damit sie wiederkommen kann.«

»Warum sollte sie?«

»Aber warum denn nicht? Sie hat die Aussicht, von einem Kerl wie mir gemalt zu werden. Vielleicht von einem Kerl wie dir flachgelegt zu werden, wer weiß? Was könnte es Reizvolleres in ihrem jungen Leben geben? Ist das nicht der Grund, weswegen sie sich Morgen für Morgen hübsch machen? Weswegen sie sich ins Café setzen, ihr Haar von der Sonne bescheinen lassen und ihre Bücher vor sich ausbreiten: die Hoffnung, dass sie eines Tages jemand anspricht, der ihr wahres Wesen erkennt?«

Er ging zum Schreibtisch, öffnete ein langgezogenes Schächtelchen und nahm erst einen Zigarillo heraus, dann einen zweiten, den er mir mit hochgezogener Augenbraue entgegenhielt. Hinter und über ihm bemerkte ich das gerahmte Bild zwischen den Vorhängen, den Abdruck eines Kupferstichs, den ich aus einem Schulbuch kannte: der breitbrüstige Zeus des Phidias auf seinem Thron. Darunter er und sein Spitzbubenlächeln. Ich schüttelte den Kopf, mehr über seine Worte als über sein Angebot. Er legte den zweiten Zigarillo wieder zurück und steckte sich seinen an. Heute weiß ich nicht mehr, ob ich seinen Worten damals nur aus Prinzip widersprach, obwohl ich heimlich genau so von den Mädchen dachte, wie er es ausgedrückt hatte, oder ob sich diese Auffassung vom Wesen der Frau erst später in meinem Kopf bildete, erst im Verlauf jenes Sommers.

»Nein?«, fragte er. »Glaubst du, die Mädchen träumen von guten Noten in der Schule und einem Lob ihrer Mutter, wenn

sie nachts allein im Bett liegen? Denkst du, ihr wahres Wesen will nicht erkannt werden?«

»Ich hab keine Ahnung, was ihr«, bei diesem Wort krümmte ich zwei Finger in der Luft, »wahres Wesen will. Aber ich glaube nicht, dass es darin besteht, flachgelegt werden zu wollen.«

Zumindest nicht nur, dachte ich vielleicht, sprach es aber nicht aus. Er zog an seinem Zigarillo, atmete langsam aus und fügte dem Geruch im Raum, dieser leicht abgestandenen Mixtur aus Leder und Rauch, eine kräftige Note des zweiten hinzu.

»Hoffentlich sind deine Fotos besser als deine Menschenkenntnis, mein Junge.«

Ich protestierte hilflos. »Ich wär mir da nicht so sicher.«

»Vertrau mir, sie kommt wieder. Und außerdem«, er schritt zum Tisch neben dem Sessel, in dem Gretchen gesessen hatte, und nahm den sonnengelben Band in die Hand, »hat sie etwas liegen lassen, das sie bald vermissen wird.«

Der funkelnde Himmel über der Brücke, die Sirenen der Einsatzwagen vom Parkway her, die offenen Fensterläden und die hungrigen Mienen in den Schlangen vor den Delis erinnerten mich daran, dass es Mittag in Brooklyn war und der Sommer bevorstand. Der ältere Mann, der da rauchend die Pierrepont Street entlangschritt und mir ein Gefühl gab, das ich kaum benennen konnte – als würde er mich in seinem Leben akzeptieren, als wollte er mich irgendwie dabeihaben –, ließ mich glauben, dass es der aufregendste Sommer meines jungen Lebens werden würde. Ein Sommer übermäßiger Energie und Neugier. Der definitive Sommer, gewissermaßen.

Wir gingen nebeneinanderher, er mit Hut auf dem Kopf, ich mit Gretchens Antlitz vierundzwanzigmal im Kasten, er in einen weichen, cremefarbenen Mantel gehüllt, ich in Unglauben und Erregung und Hoffnung. Sollte ich ihm dankbar sein oder böse? Offensichtlich war er mir immer einen Schritt voraus gewesen, hatte mich in Pedro's Diner bereits gesehen, bevor ich mich neben Gretchen gesetzt hatte, hatte sie nur angesprochen, um mir eins auszuwischen (oder mich etwas zu

lehren?), hatte mich und meine Kamera geprüft, einen Plan geschmiedet und eiskalt durchgezogen.

Wir spazierten südwärts, durch Cobble Hill und dann unter den beinahe verblühten Magnolienbäumen des Carroll Park entlang, bevor wir schließlich ein Restaurant betraten, in dem er nicht zum ersten Mal verkehrte, wie ich an den Reaktionen der drei jungen Kellnerinnen – blond, brünett, schwarz – erkannte. Wir aßen, ich Spiegelei, er gehackte Leber mit einem Minzblatt, wir tranken, ich Orangensaft, er Rotwein, er redete, ich bezahlte. Was er sagte, schien durch nichts angeleitet, es waren Gedanken zu verschiedenen Themen, eher ein belangloser Plausch. Er sprach über Malerei und wo man gute Leinwände bekam, über die Transzendentalisten, das Führen von Tagebüchern, die Mieten im Viertel. Wir sprachen nicht mehr über Mädchen und das wahre Wesen der Frau, und wir schwiegen über Gretchen.

»Was nimmst du für deine Fotos?«, fragte er schließlich, als wir wieder auf die Straße traten.

»Ich weiß ja nicht mal, ob sie gut geworden sind. Vielleicht können Sie die gar nicht gebrauchen ...«

»Mach dir darüber keine Sorgen«, sagte er. »Wir brauchen sie. Bring sie nächste Woche einfach mit.«

Er verbeugte sich mit dem Hut in der Hand, setzte ihn lächelnd auf und ließ mich stehen.

Seinen wahren Namen erfuhr ich an diesem Tag nicht.

5

Offenbar war ich ein begnadeter Fotograf geworden. Vielleicht lag es aber auch einfach nur am Objekt. Ich wartete zwei Tage damit, die Rolleiflex zu öffnen und den Film zum Shop zu bringen. Der Inhaber war ein alter Schwarzer mit weißem Bart, sein Laden lag auf der Lexington Avenue und hieß Harlem One-Hour-Photo, für meine Aufnahmen aber brauchte er vierundzwanzig Stunden. Weitere vierundzwanzig Stunden verbrachte ich damit, mich der Versuchung zu erwehren, die Fotos anzusehen. Ich ließ den Umschlag ungeöffnet zwischen den Theoriebüchern und meinen Vorlesungsmitschriften auf dem Sperrholzkasten liegen, der mir in meiner Bude im sechzehnten Stockwerk des südlichsten der Triborough-Häuser als Arbeitstisch diente, und betrachtete seine braunen Kanten von der Matratze aus. Ein Sperrholzkasten, eine Weichschaummatratze, eine elektrische Kochstelle, ein Bord an der Wand mit sieben Büchern darauf und eine Footballkarte von Babe Parilli auf dem Sims unter dem Fenster, das zwanzig Meter Ausblick auf die nächste Häuserwand gewährte – das war es eigentlich schon mit dem Zimmerchen, dessen Miete mir meine Eltern bezahlten und in dem ich so wenig Zeit wie möglich verbrachte. Doch in den Tagen nach meiner Begegnung mit Gretchen und dem deutschen Maler verließ ich meine zwölf Quadratmeter nur, wenn es unbedingt nötig war: zu einem mit Vorhängeschloss versehenen Bad auf dem sisalteppichbelegten Flur, das ich mir mit einem Dutzend anderer Bewohner teilte, größtenteils Italiener, von denen ich bis auf Marihuanaschwaden, nächtliche Schreie und den Dreck auf der Toilette wenig mitbekam; zum Supermarkt an der Ecke, um Eier, Speck, Äpfel und zwei Tüten Milch zu kaufen; und schließlich zum Fotoladen, wo mir der alte Schwarze mit dem weißen Bart wissend zuzwinkerte. Während dieser Tage tat ich alles, um nicht an Brooklyn zu denken, nicht an das Haus in der Willow Street, nicht an Gretchen und nicht an den Mann mit dem deutschen Akzent. Es gelang mir nicht.

Mittwochmorgen warf ich mich schließlich wie ein ausgehungertes Tier auf den Umschlag. Ich zog die Fotos hervor, breitete sie auf meiner Decke aus und verstand nun, warum mir der Mann im Laden zugezwinkert hatte. Sie waren brillant. Makellos waren sie, als hätten wir mehrere Tage gearbeitet und aus tausend Bildern nur die besten vierundzwanzig ausgesucht. Die besten vierundzwanzig, die nun vor mir lagen und von denen jedes einzelne perfekt wirkte und zugleich so, als wäre es spontan entstanden. Sie waren grandios, und ich fühlte mich plötzlich wie der Cartier-Bresson von New York City. Aber das war es nicht. Ich fand damals keine Worte dafür, was ich sah, und noch heute, wo ich sie aus dem einzigen Karton, der von meinem früheren Leben in Amerika übrig geblieben ist, hervorgekramt habe und in der Hand halte, fällt es mir nicht leicht, den Eindruck zu beschreiben, den diese Bilder damals auf mich machten. Das Mädchen, das da in Schwarz und Weiß auf meinem Bett lag, ein junges, vielversprechendes Starlet, eine zukünftige Leinwandgöttin, war ganz offensichtlich in mich verliebt. Oder scharf auf mich. Oder aber sie hatte gerade mit mir geschlafen. Auf jeder einzelnen Aufnahme, ob sie lächelte, schüchtern, wild, verträumt oder ernst blickte, ob sie in die Kamera sah oder in die Ferne – auf jeder Aufnahme hatte die Verbindung, die das Mädchen mit dem Betrachter einging, etwas unbeschreiblich Intimes. Als wäre da eine Art magisches Band, wie zwischen einem Magnetiseur und seinem Opfer, wobei unklar war, wer von uns beiden welche Rolle spielte.

Das Seltsame war, dass ich in den fünf Minuten, als diese Aufnahmen entstanden waren, von alledem nichts gespürt hatte. Aber ebenso, wie Gretchen an diesem Vormittag in Brooklyn auf diesem Bett gesessen hatte, lag sie nun auf meinem. Und ebenso, wie Gretchen in diesem Moment genau gewusst hatte, wie sie fotografiert werden wollte, wusste sie auch jetzt, wie ich sie anschauen sollte.

Eine Sekunde später verspürte ich ein beunruhigendes Gefühl im Magen. Unwillkürlich dachte ich daran, dass ich versprochen hatte, ihm diese Bilder zu zeigen, und meine Hand-

flächen wurden feucht. Ich stellte mir vor, dass er sie so sehen würde – so, wie ich sie jetzt sah. Eine Mischung aus Abscheu und Eifersucht überfiel mich. Ich stellte mir seinen Blick vor, diesen durchdringenden Blick der kohleschwarzen Augen, wie er auf ihr ruhte, wie er in sie drang. Stellte mir den Abdruck vor, den seine Spinnenfinger auf dem Papier hinterließen. Stellte mir sein Lächeln vor, ein lüsternes Schmunzeln, das ihm der Gedanke daran, sie zu malen, bereitete. Stellte mir vor, wie sie ihm dabei den gleichen leidenschaftlichen Blick zuwarf, und da, mit einem Mal, kam mir der Gedanke, der mich vor Übelkeit fast erbrechen ließ: Was, wenn ihr intimer Blick von Anfang an gar nicht mir, dem Fotografen, gegolten hatte, sondern ihm und nur ihm, dem Mann, der ihr Antlitz schließlich malen würde? Dem Mann, in dessen Atelier, auf dessen Bett sie schließlich Stunden, ja, Tage zubringen würde? Dem Mann, mit dem sie mitgegangen, dem sie in seine Höhle gefolgt war? Was, wenn das magische Band, das doch eindeutig auf diesen Fotos zu erkennen war, gar nicht zwischen meinem definitiven Mädchen und mir bestand, sondern zwischen ihr und diesem fremden Juden, der mein Vater hätte sein können? Wenn ich weder Magnetiseur noch Opfer in dieser Geschichte war, sondern einfach nur ein Mittelsmann, ein unfreiwilliger Handlanger oder gar unbeteiligter Beobachter, den der reine Zufall in diese Geschichte hineingebracht hatte? Ich brauchte Gewissheit. Hastig schob ich die Bilder wieder in den Umschlag zurück, zog mich an und verließ mein Zimmer.

Ich fuhr bis zum Atlantic Terminal, ging die Flatbush Avenue entlang bis zum Prospect Park, stellte mich an den Ausgang der Subway Grand Army Plaza, an dem ich Gretchen zum ersten Mal begegnet war, und wartete. Hier war sie emporgestiegen aus der Tiefe, hier war sie mir erschienen, hier musste ich sie wiedersehen. Ich hatte keine Ahnung, was genau ich vorhatte, doch das war mir egal. Ich wollte nicht denken, ich wollte handeln. Nach einer halben Stunde jedoch gab ich auf, irrte durch die Straßen von Brooklyn und kam schließlich zu Pedro's Diner.

Die beiden Schwarzen spielten noch immer Billard, und von seinem Platz hinter der Theke begrüßte mich Pedro mit ebenso müdem Blick wie drei Tage zuvor. Sie war nicht hier.

In dem Moment ging mir auf, wie Gretchen auf die Idee gekommen war, mich Johnny zu nennen, als ich im Treppenhaus mit offenem Mund vor ihr gestanden hatte. Pedro, dessen Vater (ebenfalls Pedro) der Laden gehörte, hatte mich so begrüßt, wie jedes Mal seit meinem ersten Besuch im Diner, als er meinen Vornamen auf der Lohntüte gelesen hatte, aus der ich die in der Woche verdienten Scheine zog, um sie für Tacos und ein paar Bier auszugeben. Statt Jonathan hatte er mich Johnny genannt, und ein aufmerksamer Mann, der in einer Ecke saß und seinen Kaffee umrührte, hatte es gehört. Er hatte mich gesehen, hatte bemerkt, dass ich nur aus einem einzigen Grund hier aufgetaucht war, und war mir zuvorgekommen. Und auf ihrem Weg zu seinem Apartment oder später, oben im Salon, als das Gespräch auf die Kunst kam und darauf, dass er Maler sei und sie gern porträtieren würde, hatte er Gretchen erzählt, dass gleich sein Fotograf Johnny komme, der ein paar Bilder von ihr schießen könne für seine Vorarbeiten. Und wie bestellt stand ich Minuten später vor der Tür.

Ich fragte Pedro, ob der Typ, der vor ein paar Tagen mit diesem hübschen Mädchen abgezogen war, öfter herkomme.

Er musste nicht eine Sekunde nachdenken. »Señor Eisenstein?« Sein Blick wurde munterer. »Hast du grade verpasst. Vor einer halben Stunde war er hier.«

»Du kennst ihn?«

»So gut wie dich«, sagte Pedro.

»Also gar nicht ...«

»Ich weiß nur, dass er Eisenstein heißt, Bücher verkauft, und dass ihr beide das gleiche Hobby teilt.«

Er schürzte seine Lippen, zog die Augenbrauen hoch und grinste so anzüglich, dass ich mich vor mir selber schämte. Ich ahnte, dass er mit »Hobby« nicht die Leidenschaft für seine Tacos meinte. Aber was genau wusste er?

»Er verkauft Bücher?«

»Hat er gesagt. Aber so, wie er aussieht, ist er eher Zuhälter oder so was.«

Ich lachte. »Wie kommst du darauf?«

»Ich hab einen Cousin. Emilio, zehn Jahre älter als ich. Wohnt in Co-op City. Der ist Zuhälter. Ein netter Typ, aber wie der immer guckt. Und dieser Eisenstein hat genau diesen Ausdruck im Gesicht, wenn er hier sitzt. Da ist irgendwas mit seinen Augen. Das vergisst du nicht so leicht.«

Pedro machte eine Pause, in der er mein Glas vom Tresen nahm und spülte. Dann grinste er erneut und sagte: »Außerdem schleppt er hier jede Menge Mädchen ab. Jeden Tag kommt er her, trinkt einen Kaffee, und wenn hier mal was Brauchbares auftaucht, kannst du wetten, dass sie irgendwann mit ihm mitgeht. Zuhälter, ich sag's dir.«

Ich spürte das Verlangen, zu protestieren und Pedro über das wahre Wesen von Señor Eisenstein aufzuklären. Ihn zu belehren, dass der Anschein manchmal trüge. Dass Eisenstein kein Zuhälter war, sondern ein Künstler, ein bedeutender Maler, wahrscheinlich deutscher Herkunft, so wie ich, ein Jude, so wie ich. Ich spürte das Verlangen, mit meiner intimeren Verbindung zu diesem Mann zu prahlen. Doch schnell merkte ich, dass ich, obwohl ich bei ihm zu Hause gewesen war und mit ihm Mittag gegessen hatte, genauso wenig wusste wie Pedro, vielleicht noch weniger. Und so schwieg ich, zahlte und verließ den Diner.

Schließlich hatte Pedro recht. So ein Gesicht vergisst du nicht. Als ich in den nächsten Tagen versuchte, mein altes Leben wieder aufzunehmen, gingen mir Eisensteins Ausdruck, sein Blick, sein Lächeln, seine Mimik nicht mehr aus dem Kopf. Am Donnerstagmorgen fuhr ich wieder Fleisch aus, ein paar Hundert Pfund Innereien nach Staten Island, am Nachmittag hörte ich eine Vorlesung über viktorianische Lyrik, und überall, wo ich hinkam, meinte ich, ihn zu sehen. Die unterschiedlichsten Typen erinnerten mich plötzlich an ihn. Der Zahlmeister vom Westville Kosher Market, ein schmaler, halb erblindeter

Sepharde namens Alkalai, der mir für gewöhnlich zu viele Scheine in die Tüte steckte, ließ mich fast zusammensinken. Sein hageres Gesicht, die hohen Wangen unter tiefschwarzen Augen, in denen nur dann und wann ein weißer Streifen blitzte – so hatte er doch ausgesehen. Der Mitarbeiter des Professors an der Columbia, der ihm die Tasche trug und die Tafel putzte, ein kräftiger, gutaussehender Typ Ende vierzig, der schon ein paar Jahre zu viel an seiner Habilitation arbeitete – ein jüngerer Halbbruder von Eisenstein. Die grauen Pomadesträhnen an den Schläfen, die dichten Augenbrauen unter der breiten Stirn, der schmale Schnurrbart unter der länglichen Nase, die ihn aussahen ließen wie den jüdischen Errol Flynn – das war er.

Am Freitag kaufte ich mir die Essays von Emerson in einem der Antiquariate auf der Lexington Avenue. Bei Goldberg's Books, um genau zu sein. Sie lagen dann lange auf dem Sperrholzkasten in meiner Höhle in East Harlem, später zwischen Thoreau und Alcott in meinem Arbeitszimmer in Montauk und schließlich, nach meiner Ausreise, in einem Karton zusammen mit den Schwarz-Weiß-Fotografien und meinen alten Manuskripten. Mister Goldberg, der mich zu dem Regal führte, in dem die vergilbte Ausgabe von 1838 stand, sah Eisenstein ähnlich fast wie ein Zwilling. Die gleiche hohe Statur, deren Eindruck er durch die Gewohnheit noch verstärkte, die kräftige Kinnschuppe höher zu tragen als das Kiefergelenk, was seinen Adamsapfel betonte und ihm zugleich den Anflug von Arroganz verlieh, das stolze Schreiten durch die Gänge ... und als auch er zum Abschied sich nur leicht vor mir verbeugte, konnte ich gerade noch an mich halten, ihn nicht auf seinen vermeintlichen Bruder anzusprechen. Doch auch hier schwieg ich, zahlte und ging.

Am Ende der Woche hatte ich mir Eisensteins Gesicht so oft vorgestellt und es so oft in den Gesichtern der Passanten meines Lebens entdeckt, dass ich beinahe vergessen hätte, wie mein definitives Mädchen aussah.

Wären da nicht die Fotos gewesen.